

Lehr- und Wanderjahre
eines alten deutschen Bibliothekars

von

Otto Hartwig



(Als Manuscript gedruckt)

1903 P 842.

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1900

Aa 4790





1903 S. 112

Aus dem Leben eines alten deutschen Bibliothekars.¹⁾

I.

Lehr- und Wanderjahre.

An manchen Orten, — ich weiß es allerdings sicher nur von Basel, — besteht die Sitte, daß bei Leichenfeierlichkeiten ein kurzer, von dem Verstorbenen selbst verfaßter Lebenslauf verlesen wird. Zu diesem Zwecke schreibe ich diese Zeilen allerdings nicht nieder. Wohl aber wünsche ich, daß sie nach meinem Tode an der Spitze eines Heftes des von mir ins Leben gerufenen „Centralblattes für Bibliothekswesen“ als ein authentischer Lebensbericht, den doch Niemand so gut als ich selbst wird schreiben können, zum Abdruck kommen mögen. Ich habe wohl in früheren Jahren, von Manchen dazu aufgefordert, daran gedacht, eine ausführlichere Selbstbiographie zu schreiben, als diese Blätter bieten werden. Nicht als ob ich geglaubt hätte, daß mein Lebenslauf, so wechselreich er auch in seiner ersten Hälfte gewesen sein mag, einer besonderen Darstellung wert wäre und viele Menschen interessieren könnte! Nein, ich hatte mir diese Erzählung wesentlich als eine treue Schilderung von Land und Leuten, unter denen ich aufgewachsen und mit denen ich gelebt hatte, gedacht, und bildete mir ein, sie könne dadurch einmal ein gewisses geschichtliches Interesse beanspruchen. Denn bei dem Absterben so vieler Zustände, welches ich in meinem engeren Heimatslande erlebt habe, bei der Kenntnis dieser schon jetzt zum guten Teil stark veränderten Lebensbedingungen eines Volksstammes im Herzen Deutschlands und bei meinem nicht ganz gemeinen Wissen über zahlreiche Personen und Vorgänge, namentlich Kurhessens im 19. Jahrhundert, erschien es mir fast als eine Pflicht, der Nachwelt ein wahrheitsgetreues Bild dieser Zustände zu hinterlassen, in dem die Erzählung meiner Lebensschicksale nichts weniger als Hauptsache behandelt werden, sondern nur zur Aufreihung der um sie sich ausbreitenden Verhältnisse dienen sollte. Ich habe diesen Plan einstweilen aufgegeben, weil das einzige mir gebliebene

1) Nach mancherlei leicht erklärlichen Schwankungen in meinen Entschlüssen, die von Außen beeinflusst wurden, lasse ich doch diese kurze Selbstbiographie schon bei meinen Lebzeiten erscheinen und bitte ihre Leser um freundliche Aufnahme. Die Entscheidung hat, wie so oft im Leben, ein ganz zufälliges Zusammentreffen herbeigeführt. In einem zweiten Teile, der die „Arbeits- und Ruhejahre“ erzählen soll, wird dann auf die Zustände im Bibliothekswesen Deutschlands in unserer Zeit näher eingegangen werden.



Auge sehr der Schonung bedarf. Dafür aber hoffe ich diese kürzere Selbstbiographie, die vorzugsweise die Daten meines äußeren Lebens festlegen und die innere Entwicklung desselben nur andeuten soll, vollenden zu können. Damit entgehe ich auch der Alternative, die mein alter Lehrer und Freund, der Philosoph Johann Eduard Erdmann in Halle, mir einst entgegenhielt, als ich ihn aufforderte, seine sicher sehr interessanten Lebenserinnerungen zu Papier zu bringen. „Um die Wahrheit über mich zu sagen, bin ich zu eitel, und um zu lügen, zu stolz“, entgegnete er mir. —

Ich bin geboren zu Wichmannshausen in Niederhessen, am 16. November 1830. Das Dorf liegt am Fufse der alten Reichsburg Boyneburg, an der Sontra, einem kleinen Bache, der sein Wasser mit dem der Wohra vereint unterhalb Eschweges in die Werra ergießt. (Jetzt berührt die Eisenbahn von Göttingen nach Bebra den Ort.) Mein Vater, Hermann Hartwig, war seit August 1828 hier Pfarrer der reformierten Landeskirche. Einer alten hessischen Bauernfamilie, die aus Lisperhausen bei Rotenburg a. d. F. stammt, entsprossen, waren seit dem vorvorigen Jahrhundert seine Vorfahren „Kirchen- und Schuldiener“ in Oberbeisheim bei Homberg a. d. E. und Besitzer eines Landgutes daselbst gewesen. Der Gewohnheit mehrerer Generationen folgend studierte ein Sohn des Schullehrers Theologie, ein anderer setzte den Beruf des Vaters am Orte fort. So bezog mein Vater 1818 die Universität Marburg, nachdem er bei einem Pfarrer Fischer in Sipperhausen die damals nötige Vorbildung erhalten und die Erlaubnis, zu studieren, von der Regierung als ein Kind nicht „schriftsässiger“ Eltern erbeten und erhalten hatte. Nach bestandenen theologischen Examen war er mehrere Jahre Hauslehrer bei einem Förster Cornelius in Ronshausen gewesen und hatte dann die Pfarrei Wichmannshausen, deren Jahreseinnahme nach Regelung der Pfarrgehälter auf 900 M. normiert war, erhalten.

In Marburg herrschte zu seiner Studienzeit ein milder Supernaturalismus in der theologischen Fakultät; der Vertreter der Ethik und praktischen Theologie war jedoch ein ausgesprochener Rationalist. Mein Vater einer Familie entstammend, in der evangelische Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit das geistige Lebenselement bildeten, hatte sich mehr der ersten Richtung angeschlossen, der er mit einigen Schwankungen bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Mehrere seiner Commilitonen, welche wie er der deutschen Burschenschaft angehört hatten, haben mir später von der strengen Sittenreinheit seines Lebens erzählt. Ich selbst habe keinen Menschen gekannt, bei dem alles Handeln so sittlich-religiös normiert war, wie bei ihm. Er war daher auch ein sehr gewissenhafter Prediger und Seelsorger, dabei aber nichts weniger als ein Kopfhänger und Pedant. Genügsam in seinen Ansprüchen an das Leben und arbeitsfreudig war er ein Freund der Natur und machte ab und zu eine kleine Reise. Gern erzählte er wohl noch in späteren Jahren von einer lustigen Fußreise, welche er am Schluß seiner Studienzeit mit einer ganzen Anzahl Commili-

tonen von Marburg über Frankfurt, Heidelberg, dann Rhein abwärts bis Köln und zurück durch das kölnische Sauerland gemacht hatte. Im Winter nahm er wohl auch an einigen Treibjagden Teil. Auch hat er mich, als ich noch nicht recht laufen konnte, an Sonntagnachmittagen, nachdem er schon an zwei Orten gepredigt hatte, auf seinem Rücken eine Stunde weit auf die Boyneburg getragen. Dort wurde mir der Harz, der Thüringerwald und der Meißner gezeigt und nach der Wartburg hinüberschaut. Später hörte ich hier zuerst vom Kaiser Rothbart, der auf dem „Königsstuhle“ zu Gericht gesessen hatte, erzählen und vor meinen jungen Augen wurden die zahlreichen Sagen lebendig, die sich an diese denkwürdige Burgruine knüpfen und von den Brüdern Grimm in den „deutschen Sagen“ teilweise aufgezeichnet sind. Von ihr trotzen noch die drei hohen Seiten eines sechseckigen Thurmes den Stürmen und bilden ein Wahrzeichen für die ganze Gegend. Jetzt soll eine Schutzhütte für die Wanderer dort oben erbaut sein.

Auf diesen Gängen begleitete uns natürlich in der Regel auch meine Mutter Wilhelmine, eine schöne, stattliche Frau, die einer alten niederhessischen Pfarrerfamilie Curth, welche sich im vorigen Jahrhundert in Conradi umgetauft hatte, angehörte. Ängstlich und von melancholischer Anlage ist sie in ihren besten Jahren dahingerafft worden, worauf ihre Schwester Christiane, die schon längere Jahre bei uns wohnte, die Zügel des Haushaltes allein führte und uns drei Kindern, zwei Jungen und ein Mädchen, eine zweite Mutter wurde.

Den ersten Jugendunterricht, Klavierspielen mit eingeschlossen, erhielt ich vom 6. Lebensjahre an von dem Lehrer des Ortes. Ich hatte kaum den ersten Unterricht im Lateinischen nach der kleinen Bröderschen Grammatik begonnen, als im Herbst des Jahres 1838 mein Vater auf eine etwas besser dotierte Pfarrerstelle nach Hundelshausen im schönen Gelsterthale zwischen Grofsalmerode und Witzenhausen versetzt wurde. Es hat sich meinem Gedächtnisse fest eingeprägt, daß wir unseren Umzug dorthin am Jahrestag der Schlacht von Leipzig bewirkten, ein Zeichen der patriotischen Gesinnung die in dem elterlichen Hause herrschte. Hier, in Hundelshausen, in einer durch einen nichtswürdigen Vorgänger arg verwahrlosten Gemeinde, ist mein Vater bis zu seinem Tode verblieben. Am letzten Tage des Jahres 1856 haben wir den von Haus aus gesunden, kräftigen Mann, der an einer schlecht ausgeheilten Pneumonie langsam zu Grunde ging, auf dem Friedhofe des Dorfes beerdigt, auf dem auch schon meine Mutter seit dem Sommer 1851 ruhte.

Mein Unterricht im Schreiben, Rechnen und der Musik war in Hundelshausen anfänglich mit Schwierigkeiten verbunden. Der alte Dorfschullehrer war ihn zu erteilen unfähig. Ich mußte zweimal die Woche über einige Berge weg zu einem besseren Lehrer wandern, während mein Vater mich im Latein u. s. w. unterwies. Den Religionsunterricht besuchte ich mit den Konfirmanden des Dorfes. Als ich nun 11¹/₂ Jahre alt war und den ganzen Cornelius Nepos schon ins

Deutsche schriftlich übersetzt hatte, wurde beschlossen, mich nach Eschwege auf das dort neuerrichtete Progymnasium zu schicken. Das geschah auch zu Ostern 1842. Ich wurde in die 2. Klasse aufgenommen und bei einem Konrektor Lieberknecht für 210 M. jährlich in Pension gegeben. Die leibliche Verpflegung, die ich hier erhielt, entsprach dem geringen Kostgeld. Geistig wurde ich in diesem Hause aber recht angeregt. Die Frau war begabt, verstand Französisch und Italienisch, der Mann schrieb an einem religiös-philosophischen Roman, der unter dem Titel: *Adelaide in Sondershausen bei Eupel* erschienen ist, von mir aber niemals gelesen wurde. So sah ich früh vor meinen jungen Augen ein Buch entstehen und hörte im Anschluß an es von philosophischen Richtungen und Problemen sprechen. Im Glasschranke standen Hegels sämtliche Werke. Ich verstand von den Reden des Herrn Konrektors, namentlich mit einem meiner Lehrer Dr. Klingender, der als Direktor des christlichen Gymnasiums in Gütersloh gestorben ist, natürlich gar nichts. Aber ich horchte doch auf, wenn von Glauben und Unglauben, Rationalismus und Orthodoxie u. s. w. die Rede war. Um einen Begriff von diesen Dingen zu bekommen, kam ich auf die Idee mich mehr mit Geschichte zu befassen, über die ich schon immer gern gelesen hatte. Ich ließ meinem Vater keine Ruhe, bis er mir Beckers Weltgeschichte in 14 Bänden gekauft hatte. Nachdem ich in zwei Jahren das Progymnasium durchlaufen hatte, brachte mich mein Vater Ostern 1844 auf das Gymnasium zu Hersfeld. Der Rektor der Stadtschule, ein Studienfreund meines Vaters, nahm mich für 240 M. jährlich in Pension.

Das Hersfelder Gymnasium stand während meiner Schulzeit ganz unter dem Einflusse seines ausgezeichneten Direktors Wilhelm Münscher, einem Sohne des Dogmenhistorikers. Er war ein in klassischer Philologie, Geschichte und Theologie sehr unterrichteter Mann, nicht geistreich, aber charaktervoll, gerecht und voll von Liebe gegen seine Schüler, kein Bürokrat, der als seine erste Amtspflicht die prompte Abfassung langer Berichte und Ausfüllung unendlichen Tabellenkramers ansah, sondern vor allen Dingen seinen Schülern etwas sein wollte. Seine kleinen Schwächen setzten ihn nicht in unseren Augen herab, sondern trugen nur dazu bei, ihn uns menschlich näher zu bringen. Ich habe nie von einer unehrerbietigen, geschweige frechen Widerrede irgend eines Schülers gegen „unsere Alten“ gehört. Auch unter uns sprachen wir nur mit Respekt von ihm. Der Schüler achtete den Mann hoch, der für das klassische Altertum und das deutsche Vaterland in gleicher Weise begeistert war. In religiösen Dingen gemäßigt freisinnig, war er der in Kurhessen herrschenden brutalen politischen und kirchlichen Reaktion verhaßt. Hatte er doch auch einmal eine Petition zu Gunsten der Deutschkatholiken unterschrieben, nachdem die Regierung des Nachkommens Philipps des Grofmütigen die Leichen einiger Deutschkatholiken in Hanau auf dem Friedhofe wieder hatte ausgraben und entfernen lassen. Uns galt er darum erst recht als ein Ehrenmann, dem es daher auch leicht gelang, seine Schüler im Re-

volutionenjahre von 1848 vor manchen Thorheiten zu bewahren, die an anderen hessischen Gymnasien damals in Blüte standen. Er hatte uns maßvolle Freiheiten gewährt, und brauchte uns darum keine Ausschreitungen zu gestatten. Waren wir auf rechtem Wege, so ließ er uns auch ganz gewähren. So haben wir in der Aula des Gymnasiums eine Festfeier zu Ehren des 100jährigen Geburtstages von Goethe 1849 ganz selbständig veranstaltet und die Lehrer und Honoratioren der Stadt mit ihren Damen dazu eingeladen. Sie begann mit dem „Gesang der Geister über den Wassern“, wenn ich nicht irre, nach einer Komposition von B. Klein, Recitation von Goetheschen Gedichten und Liedern folgten, und ich hielt die Festrede über das Thema: „Goethe ein Kind des Glückes“. Ich besitze sie noch. Einige Lehrer galten neben Münscher als fortgeschrittene Freisinnige, wie der in Zürich hochbetagt verstorbene gelehrte Theologe G. Volkmar, den ich nur kurze Zeit als Geschichtslehrer gehabt habe, da er versetzt wurde, der Philologe und nationalökonomische Schriftsteller H. Wiskemann, der Geschichtslehrer Jacobi, der 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt sich der erbkaiserialen Partei anschloß. Die politisch und kirchlich reaktionäre Partei waren im Lehrerkollegium nur durch einen schlechten Lehrer der Mathematik, der in Geisteskrankheit verfiel, und den tüchtigen, aber persönlich sehr wenig angenehmen Philologen K. W. Piderit vertreten. Bei der Enge der Interessen, in der damals trotz aller politischen Erregung die Jugend gegen die heutige lebte, bei der stärkeren Konzentrierung alles Denkens auf die Schule, haben wir in Hersfeld etwas Ordentliches gelernt und daneben unseren Sinn für die idealen Güter des Lebens eifrig gepflegt. Meine persönliche Neigung zur Lektüre historischer Werke, Walter Scottscher Romane u. s. w. konnte ich um so leichter befriedigen, als mich der Bibliothekar der Schule zu seinem Assistenten gemacht hatte. Doch entsinne ich mich auch, daß ich u. a. den großen Kommentar von M. L. Seyffert zu Ciceros Laelius oder De amicitia privatim ganz durchgearbeitet habe.

Die Gymnasiastensjahre in Hersfeld sind für mein ganzes Leben von Bedeutung geworden, indem sie mir neben meinem Vater einen anderen ausgezeichneten Mann nahe brachten, der die besten Ideale der Jugend, den Glauben an die Wahrheit und die Gerechtigkeit der Macht, welche die Geschicke der Welt schließlich doch regiert, die Liebe zum Vaterlande und ehrliche Frömmigkeit in uns nährte.

Nachdem ich im Frühjahr 1848, schon früh kurzsichtig geworden, eine Augenkrankheit, die ein Vorbote schlimmer Dinge werden sollte, glücklich überwunden, und Ostern 1850 das Maturitätsexamen wohl bestanden hatte, bezog ich die Universität Marburg, um Theologie und Philologie zu studieren.

Hätte ich damals ganz meinem Willen folgen können, so würde ich nach Göttingen gegangen sein, um Philologie und Geschichte zu studieren. Allein mein Vater wünschte, daß sein Erstgeborener seinem Berufe folge. Er sah in jenen Zeiten, in denen die Welt noch in einem ganz anderen Maße als heute in ruhigem sozialen Beharren war, es



als ein Zeichen von Unzufriedenheit des Vaters mit dem eigenen Berufe an, wenn der Sohn nicht dem des Vaters folge, und meinte, ich könne mich später ja noch immer entscheiden, ob ich Geistlicher oder Lehrer werden wolle. Durch einen Zufall hatte er für mich eine Stelle in der Marburger Stipendiatenanstalt erhalten und glaubte hierin, da ich dann wenigstens vier Jahre studieren müsse, eine Billigung seiner Pläne mit mir zu finden. Hatte er doch auch bei mäßiger Besoldung und geringem Vermögen noch für meinen jüngeren Bruder Theodor auf dem Hersfelder Gymnasium zu sorgen. Und kärglich sollte ich auf der Universität auch nicht leben. Er hat mir einen für seine Verhältnisse guten Wechsel mitgegeben und mir gesagt, das Einzige, was er von mir in dieser Beziehung verlange, sei das, daß ich ihm später keinen Vorwurf darüber mache, daß er mir soviel Geld auf der Universität gegeben habe. Ich söhnte mich daher auch bald mit Marburg aus. Und das um so leichter, als ein wirklich genialer Gymnasialpraktikant in Hersfeld Namens Fuhrmann mir einredete, es werde mir ja doch nicht so sehr auf die Lehrer ankommen, jetzt könne man das Nötige leicht aus Büchern für sich studieren. Hätte ich auch allein auf die Tüchtigkeit der Lehrer sehen wollen, so waren damals in Marburg eine solche Zahl der ausgezeichnetsten jungen Gelehrten zusammen, wie sie kaum eine andere deutsche Hochschule jener Tage vereinigte. Man wird das nicht übertrieben finden, wenn ich die Namen Th. Bergk, R. Bunsen, J. Gildemeister, E. L. Th. Henke, J. Rubino, H. von Sybel, H. J. Thiersch, Th. Waitz und Ed. Zeller nenne. Ich bezog also ohne vielen Widerstand zu leisten die Universität Marburg und war auch nicht ungehalten, mich sofort mit Theologie ernstlich beschäftigen zu müssen. Denn ich mußte, da ich auf dem Gymnasium das Hebräische nicht getrieben hatte, mich zu einem kleinen Examen vorbereiten, das ich auch bei Gildemeister gut bestand. Und da ich mich stets aus innerer Nötigung auch für religiöse Fragen lebhaft interessiert hatte, stürzte ich mich rasch entschlossen in die Streitfragen hinein, die zwischen der Tübinger (Burschen) Schule und der Orthodoxie, beide durch so ausgezeichnete Häupter wie Ed. Zeller und H. J. Thiersch in Marburg vertreten, damals verhandelt wurden. Ich studierte eben Theologie, nicht um Geistlicher zu werden, sondern um mich mit der religiösen Frage auseinander zu setzen, wie mir zwei Jahre später A. Tholuck in Halle auf den Kopf sagte. Die Macht des väterlichen Vorbildes, drückende Sorgen um das Wohl der schwer erkrankten Mutter und persönliche Erfahrungen hielten mich stärker, als ich ursprünglich gedacht hatte, auf der positiven Seite fest. Ich hörte bei Thiersch über den Römerbrief, und das folgende Semester, da man dem Irvingianer die *venia legendi* entzogen hatte, nur mit zwei anderen Studenten auf seiner Stube eine Vorlesung über den ersten Teil der Kirchengeschichte, aus der sein bekanntes Buch über die älteste Kirche erwachsen ist. Auch trat ich in eine christliche Studentenverbindung, den Wingolf, ein. Da sich diese aber als eine Clique von jungen Hassenpflug-Vilmarschen Parteigängern

entpuppte, zu der ich in keiner Weise gehörte, verließ ich mit einer Anzahl Freunde im Winter 1850/51 diese Gesellschaft und half eine Burschenschaft begründen, der ich dann bis zum Schlusse meiner Studienzeit mit großem Eifer und dem Aufgebot von viel Zeit und Geld angehört habe. Die Verbindung bildete mein erstes Versuchsfeld im praktischen Leben. Sie sollte Ideale darstellen und fördern helfen, für die einer für Freundschaft, Freiheit und Vaterland begeisterten Jugend zu schwärmen so wohl ansteht. Wenn ich auch einräumen muß, daß ich der Verbindung mehr Zeit geopfert habe, als die Sache an sich wert war, so darf ich doch versichern, daß sie auf mein Leben einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt hat, und daß ich auf der Universität trotz ihrer doch auch gearbeitet habe. Die Stipendiatenanstalt hatte damals noch einen größeren Einfluß auf die Studien und trieb zu selbständigem Arbeiten an. Ich habe auch für jede von mir selbst gewählte Semesterarbeit, z. B. Über die Nachrichten der Griechen und Römer über den Ursprung des Volkes Israel, Prämien erhalten. An eigentliches Arbeiten auf das Examen habe ich in den ersten vier Semestern allerdings nicht gedacht. Um mich mehr zu isolieren, bezog ich daher 1852 die Universität Halle. Hier habe ich, ohne mich viel um die studentischen Dinge zu kümmern, im Sommersemester die synoptischen Evangelien und die sich an sie anschließenden Fragen durchgearbeitet, im Winter des Morgens Schleiermacher studiert und des Abends mich auf die Vorlesung über Jesajas, die ich bei meinem Landsmanne H. Hupfeld hörte, gründlich präpariert. Das dogmatische Konversationsorium bei J. Müller, der mir durch seine sittliche Vornehmheit viel mehr imponierte als der rhetorische A. Tholuck, der es mit seinen Vorlesungen wissenschaftlich recht leicht nahm, brachte mich in Verbindung mit einer Anzahl geistig angeregter Theologen, welche aber wie ich später, teilweise wenigstens, von der Theologie sich losgesagt haben und Maler u. s. w. geworden sind. Die Vorlesungen J. Ed. Erdmanns, musterhaft in ihrer Form, imponierten mir anfänglich auch stark durch ihre Tendenz, die Versöhnung von Glauben und Wissen in orthodox Hegelscher Weise definitiv zu bieten. So sehr dies damals meinem religiösen Bedürfnissen entgegen kam, so durchschaute ich doch bald, daß auf diesem Wege die bestehenden Gegensätze nicht überwunden werden könnten. Am wenigsten gefiel mir die subjektive Willkür, mit der H. Leo die Geschichte behandelte. — Fast unklarer in meinen Zielen, als ich nach Halle gegangen war, kehrte ich 1853 nach Marburg zurück, gab das Hören philologischer Vorlesungen ganz auf, um mich auf die Theologie, namentlich die historische Theologie, zu konzentrieren. Doch wurde ein eigentliches Examenarbeiten noch nicht recht in Angriff genommen. Und das um so weniger als ich wieder aktiv in der Verbindung geworden war. Erst im 8. Semester dachte ich ernstlich an das Examen, das ich im 9. Semester machen wollte. In diesem wurde ich aber von einem typhoidalen Fieber ergriffen, das mich mit seinen Nachwirkungen fast ein ganzes Jahr zurückwarf. So habe ich erst im



Frühjahre 1855 mein theologisches Examen mit dem besten Erfolge machen können, worauf ich dann, ausgerüstet mit einem Reisestipendium, sofort nach Göttingen ging, um eine Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde in Angriff zu nehmen. Was aus mir werden würde, lag dunkel vor mir. In den hessischen Kirchendienst zu treten, schien mir unmöglich. Die Kirchenleitung, ganz von dem Einflusse A. Vilmars beherrscht, war mir nicht hold. Das hatte ich bei der Ausstellung des Kandidatenscheines zu empfinden gehabt. Als ich mein Predigtamtsexamen bei dem ehrwürdigen Superintendenten Schüler in Allendorf gemacht, und dieser mir beim Abschiede gesagt hatte, ich würde ein recht gutes Kandidatenzeugnis erhalten, sprach ich meine Zweifel hierüber aus, da mir das Kasseler Konsistorium, (welches aus dem Zeugnissen der Fakultät und des Superintendenten den Kandidatenschein zusammen zu stellen hatte) nicht gewogen sei. Der alte Mann meinte, das wolle er doch sehen. Als ich meinen Kandidatenschein erhielt, lautete mein Prädikat gut, während ein Neffe Vilmars, der ein schlechteres Examen gemacht hatte als ich, das Prädikat recht gut vom Konsistorium bekommen hatte. Ich erinnerte nun den Herrn Superintendenten an meine Voraussage und bat um Abschrift meiner Zeugnisse. Jetzt wendete sich der Ehrenmann an die theologische Fakultät und trug ihr die Sache vor. Professor Gildemeister, der Dekan war, ergriff diese Gelegenheit gern, um an das Kasseler Konsistorium einen spitzen Brief zu schreiben. Da mittler Weile Vilmar und Hassenpflug in Kassel gestürzt waren, zog das Konsistorium mildere Saiten auf, und ich erhielt nun einen Kandidatenschein, ausgestellt am demselben Tage wie der erste, aber mit dem Prädikat sehr gut! War nun auch A. Vilmar, der zwei Söhne beim Wingolf hatte und dem ich als ein Führer der Sezession aus diesem persönlich verhaßt war, gefallen, so herrschten seine Kreaturen doch noch im Kirchenregiment; es waren also wenig günstige Aussichten für mich vorhanden. Das verdarb mir aber einstweilen meine gute Laune nicht, da bei meiner Doktoren-Arbeit über Heinrich von Langenstein etwas Ordentliches herauskam. Nachdem ich die Göttinger Bibliothek ausgenutzt, dann seltene Bücher und Handschriften anderer Bibliotheken zu Hause durchgearbeitet hatte, schloß ich im Sommer 1856 mein Manuskript ab und reichte es bei der philosophischen Fakultät zu Marburg mit der Bitte ein, aus demselben einen Teil zum Druck auszuwählen und als Dissertation zu genehmigen. Im Spätherbst des Jahres erhielt ich ein Schreiben Ed. Zellers, indem er die Dissertation im Namen der Fakultät acceptierte, da sie volle Anerkennung bei ihr gefunden habe. Mein Doktordiplom datiert aber erst vom 11. März 1857. Mittler Weile hatte ich mich, um endlich meinem Vater von der Tasche zu kommen, entschlossen eine Hauslehrerstelle in Reinhausen, in der Nähe von Göttingen, anzunehmen. Kaum hatte ich dieselbe aber zwei Monate bekleidet, als mich die Nachricht von einer schweren Erkrankung meines theuren Vaters traf, der er dann auch Ende Dezember erlag. Nun mußte ich wieder nach Hause, um die Familienangelegenheiten

zu ordnen. Ich blieb den Winter bei meiner Tante und Schwester in Hundelshausen, unsicher was aus mir werden würde. Da wurde ich benachrichtigt, es werde eine Repetentenstelle an der Stipendiatenanstalt zu Marburg frei, zu der man mich vorschlagen werde. War der Gehalt, der mit ihr verbunden war, auch nur ein geringer — 600 M. —, so griff ich doch mit beiden Händen zu. Nach einem Besuche, den ich bei dem Minister Scheffer, der mich im Schlafrocke empfing, gemacht hatte, wurde ich auch am 27. April 1857 zum 2. Repetenten vom Kurfürsten ernannt. Damit war mein Wunsch, weiter studieren zu können erfüllt, wenn auch die Aussichten, mich für Kirchen- oder Profangeschichte zu habilitieren, nach dem Tode meines guten Vaters aus Geldmangel von vornherein nur schwache waren. Glücklicherweise wieder in Marburg zu sein, unterzog ich mich mit Liebe der Arbeiten meiner neuen Lebensstellung, erteilte den Stipendiaten Repetitorien in Alt- und Neutestamentlicher Exegese, mit Vorliebe aber in der Kirchengeschichte, die ich nach Gieseler noch einmal ganz durcharbeitete.

Damals gehörte es noch zu den Obliegenheiten der Repetenten, zwei Stunden täglich auf der Universitätsbibliothek zu arbeiten. Der Dienst hier war leicht und liefs mir Zeit zu privater Arbeit. Er führte mich, was fast noch wichtiger war, in engeren persönlichen Verkehr mit meinen früheren Lehrern, den Bibliothekaren Henke und Gildemeister. Dieser, ein Gelehrter, wie ich keinen zweiten an Umfang des Wissens und kritischer Schärfe auf allen philologisch-historischen und theologischen Gebieten kennen gelernt habe, gab mir dann und wann eine bibliothekarisch-litterarische Untersuchung auf, um mich systematisch zum Bibliothekar auszubilden. Es gelang mir aber nicht immer seinen Wünschen zu genügen. Aber meine Litteraturkenntnisse wurden auf diese Weise sehr gefördert. Auch zu Zeller trat ich in nähere persönliche Beziehung. Der Gegensatz gegen A. Vilmar, der die protestantische Theologie auf einen Zustand zurückschrauben wollte, den sie kaum im nachreformatorischen Jahrhundert geteilt hatte und der von Kritik der Biblischen Bücher gar nichts wissen wollte, mußte alle auch die friedliebendsten Geister, wie Henke, zum Widerstand gegen diese Rebarbarisierung der Theologie vereinigen. Hatte ich schon 1855 in Aufsätzen der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung und der Zeitschrift für christliche Wissenschaft und Leben zu schriftstellern begonnen, so setzte ich das jetzt in den „Grenzboten“ fort. Aber gegen die rückläufige Strömung unter den Theologen, die von der Regierung unterstützt wurde, sowie gegen die rein willkürlichen Versuche, der niederhessischen Kirche einen ganz anderen konfessionellen Charakter zu vindicieren, als sie Jahrhunderte lang sich selbst beigelegt hatte, halfen keine wissenschaftlichen Gründe. Im Kirchenregiment zu Kassel safsen die Vilmarianer, und den zukünftigen Pfarrherrn war es bequemer, ihr Wissen mit dem Standpunkte der Konfirmanden in Einklang zu halten, als sich durch die Ergebnisse der Wissenschaft beunruhigen zu lassen. „Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben wird nicht durch die Wissenschaft, sondern durch die Praxis entschieden werden“,

hatte schon H. J. Thiersch einmal gesagt. Mir aber war diese Ver-
zweiflung an der Wissenschaft immer weniger nach Sinn. Sie schien
allem Fortschreiten der menschlichen Kultur zu widersprechen und
nur einem Übergangszustande der religiösen Entwicklung natürlich
entsprungen zu sein. Ich arbeitete also weiter und besuchte wohl
auch ein Kolleg. Mit großem Genusse und wirklichem Gewinne,
namentlich in Erkenntnis der streng kritischen Methode, hörte ich mit
K. und F. Justi, dem Orientalisten Ed. Vilmar und meinem Bruder
Theodor ein Privatissimum, das uns Gildemeister auf meine Bitte in
einem Wintersemester vierstündig über die johanneische Apokalypse las.
Mit meinen Freunden, von denen ich nur den nachherigen Anatomen
und Ästhetiker W. Henke, den Mediziner O. Heusinger, den Kunst-
historiker K. Justi, den Physiker Ad. Wüllner nennen will, unterhielt
ich einen regen wissenschaftlichen und heiteren Verkehr. In Verbindung
mit ihnen und unter Unterstützung angesehener Professoren der Uni-
versität wurden damals auch in Marburg die ersten öffentlichen Vor-
lesungen vor einem gemischten Publikum zu Stande gebracht. Ich
hielt am 3. Januar 1860 den 3. Vortrag über die Entstehung und die
Fortbildung der Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrichs des Staufers,
in dem ich ganz bestimmt den Ausgang der Sage von der Person
Kaiser Friedrichs II. darlegte. Der Gegenstand kam meiner patriotischen
Stimmung entgegen und war mir durch eingehendere Beschäftigung mit
der mittelalterlichen deutschen Geschichte nahe gelegt. Denn ich hatte
seit 1858 schon beschlossen, — auf eine bis auf diese Tage noch
nicht zur Ausführung gebrachte Anregung in Gieselers Kirchengeschichte
hin, — eine zusammenfassende Arbeit über die Kalandsgilden in An-
griff zu nehmen, und dazu fleißig die in allen möglichen Zeitschriften,
seltenen Drucken u. s. w. zerstreute Litteratur gesammelt. Eine Unter-
suchung über die Entstehung dieser weltlich-geistlichen Bruderschaften
führte rückwärts auf die Entstehungsgeschichte des Gildenwesens über-
haupt. Ich vertiefte mich in die Anfänge des deutschen Städtewesens,
das man damals mit dem Gildenwesen in Verbindung brachte, ja in
die Anfänge der deutschen Verfassungszustände überhaupt. Daß ich
auf diese Art arbeitend nicht rasch vorwärts kam, begreift sich leicht.
Ebenso, daß von meinen Vorarbeiten nur ein kleiner Abschnitt, die
Untersuchungen über die ersten Anfänge des Gildenwesens zur Aus-
arbeitung und zum Druck gelangt ist. G. Waitz nahm dieselbe in das
erste Heft der von ihm herausgegebenen „Forschungen zur deutschen
Geschichte“ auf und sprach sich in seinem Seminar sehr günstig über
dieselbe aus, wie denn der Aufsatz auch jetzt noch nicht vergessen
ist, nachdem so viele eingehende Forschungen über das Gildenwesen
im Allgemeinen angestellt sind. Sicher hätte ich diese Studien auch
fortgesetzt, wenn nicht eine totale Wendung in meinen Geschicken
plötzlich eingetreten wäre.

Mich in Marburg zu habilitieren, hatte ich aus den oben an-
gedeuteten Gründen aufgegeben. Eine Berufung als 2. Bibliothekar
nach Erlangen hatte, wie er mir selbst später sagte, der mir sonst

persönlich zugethane H. von Sybel aus Rücksicht auf die ganz prekäre Lage, in der sich sein Parteinosse und mein Mitbewerber E. F. Rösler befand, schon 1858 durch seinen Einfluß in München mit schwerer Mühe vereitelt. Es ist das nicht das einzige Mal geblieben, daß mir sonst gute Bekannte und Freunde nicht förderlich gewesen sind, sondern hemmend in mein Fortkommen eingegriffen haben. Gerade als der geringe Rest meines väterlichen Vermögens ganz auf die Neige gegangen war, traf mich eine Berufung als Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde nach Messina. Eine zufällige Besprechung mit einer Dame, die früher dort gelebt hatte und die ich beim Schillerfeste 1859 in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatte, entschied meine Geschicke.

Ich nahm die Berufung, die unter für meine Verhältnisse günstigen Bedingungen erfolgte, um so leichter an, als schon früher zwei mir wohl bekannte Hessen dort Prediger und Lehrer gewesen waren, und ich wußte, daß ich dort nicht engherzigen Zuhörern zu predigen haben würde. Ich liefs mich zur Übernahme des Amtes erst jetzt ordinieren. Was nach Ablauf von vier Jahren, für die ich angenommen hatte, folgen werde, überliefs ich einem gütigen Geschicke. Die Sehnsucht, Italien zu sehen, was damals noch mühevoller, kostspieliger und seltener war, als heut zu Tage, that das Übrige, um mir die Trennung von der Universität zu erleichtern.

Am 13. Mai 1860 verließ ich, von meinen Freunden in der Sonntags Frühe an den Bahnhof geleitet, doch etwas schweren Herzens Marburg. Die Nachricht, daß Garibaldi in Sicilien gelandet sei, erhielt ich zwar erst in Genua. Daß aber Sicilien im Aufstand begriffen sei, wußte man schon längst. Wirst Du an das Ziel deiner Bestimmung gelangen können? mußte ich mich stets auf der Reise an Bord des französischen Dampfers, der längs der italienischen Küste nach Livorno, Civitavecchia und Neapel fuhr, fragen, bis ich am 22. Mai in Messina, von dem Gemeindehaupte V. Gonzenbach, dem Schweizerischen Consul, vom Schiff abgeholt, ans Land gestiegen und in einer von einem Dänen gehaltenen Pension vorläufig untergebracht war. Ich habe es niemals bedauert dieses Amt, das von einer regelrechten Carriere seitwärts lag, angenommen zu haben.

Leicht habe ich dasselbe auch nicht genommen. Auf meine Predigen habe ich mich sehr gewissenhaft vorbereitet und nie etwas gesagt, von dessen Wahrheit ich nicht selbst überzeugt gewesen wäre. Das Memorieren der Predigten machte mir sehr viel Mühe. Da nach Jahre langer Übung mir das nicht leichter wurde, war ich daher, nachdem ich im April 1865 meine Abschiedspredigt gehalten hatte, entschlossen, nicht wieder eine Kanzel zu besteigen. Augenkrank habe ich wohl einem Freunde, in der Stube auf- und abgehend, die Predigt in Einem Zuge diktirt. Sie auf der Kanzel dann zu halten, war mir aber doch ganz unmöglich, ohne daß ich sie mir Satz für Satz wörtlich eingeprägt hatte. Dabei blieb ich doch stets besorgt, stecken zu bleiben, da mir das Blut leicht in den Kopf stieg und es mir dann

schwarz vor den Augen wurde. Wer so etwas Jahre lang durchgemacht hat, wird es begreiflich finden, daß ich auf das Predighalten gern verzichtete. Auch den Verkehr mit den Gemeindemitgliedern habe ich mit Ernst betrieben und meiner Stellung als Geistlicher Nichts vergeben. Grauensvolle sittliche Zustände habe ich damals kennen gelernt, aber doch viel mehr Erfreuliches erfahren. Ganze Familien sind mir treu verbunden geblieben. Mit den wenigen Angehörigen der älteren Generation von damals, die heute noch leben, stehe ich noch in freundschaftlichen Beziehungen, und Briefe gehen hin und her. Von meinen Schülern und Schülerinnen sind mir auch gar manche noch jetzt dankbar zugethan. Es lebten damals auch recht unterrichtete Kaufleute von guter deutscher Gesinnung in der Kolonie, von denen ich z. B. 1863—64 für Schleswig-Holstein schöne Gaben erhielt. Unter den Frauen gab es solche von großer Bildung. Die meisten beherrschten vier Sprachen. Mit den deutschen Ärzten und Hauslehrern fand ein reger wissenschaftlicher Verkehr statt.

So neu mir mein Amt war — ich konnte freilich erst am 12. August 1860 zum ersten Male predigen —, was wollten alle die Eindrücke, welche ich davon empfing gegen die besagen, die Land und Leute in Sicilien selbst auf mich machten! Und nun gar die großen Ereignisse, die sich um mich her auf diesem mir bisher so fremden Boden ganz fremdartig abspielten! Wir lebten mehrere Monate lang in einer Art von effektiven Belagerungszustand. Wenn die von den Neapolitanern besetzte Citadelle einige Kanonenschüsse in der Richtung nach der in den Händen der Garibaldianer befindlichen Stadt abfeuerten, ging man kaum an das Fenster. Wurde das Schießsen über den zwischen der Stadt und der Citadelle gelegenen Exerzierplatz, Terra nuova, heftiger, so schlenderten wir des Abends nach dem Essen wohl in dieser Richtung an dem von Schiffen leeren Hafen vor, um zu sehen, was los sei, bis eine ricochetierende Kanonenkugel den Balkon eines Hauses zu unserer Seite herabrifs, worauf wir uns dann allerdings rasch in Sicherheit brachten. Als vor dem Abschluß des Vertrags zwischen den Neapolitanern und Garibaldi über die Abgrenzung der beiderseitigen Territorien die Dinge einen gar zu bedenklichen Charakter annahmen, flüchtete ich mich mit meinen Habseligkeiten — 23—25 Juli — auf das österreichische Kriegsschiff Dandolo, das in dem Kanal kreuzte. Die einzige größere kriegerische Aktion von Bedeutung, die hier vorkam, die Beschießung der Citadelle von Messina durch die italienische Flotte und einen Belagerungspark von den Höhen über der Stadt, am 12. März 1861, habe ich von einem kleinen Küstendampfer aus angesehen, mit dem ich von Catania kam und den ein gewaltiger Sturm zwischen die nicht antwortende Citadelle und die in Bogen über uns wegschießende italienische Flotte getrieben hatte. Mit der größten Anstrengung hatte ich mich mit den zwei Armen auf Deck an eine Messingstange fest geklammert, um das seltene Schauspiel zu genießen.

Aber fast noch mehr als die äußeren Vorgänge regte mich inner-

lich die ganze Situation auf, von der jene doch nur die Konsequenzen waren. Ich sah vor meinen Augen ein altes Königreich, das ein zahlreiches Landheer, eine Dampfflotte und Geldmittel genug zur Verfügung hat, von einem Haufen von Leuten, unter denen sich allerdings hochachtbare Patrioten, aber auch Abenteurer verschiedener Nationen und Gesindel schlimmster Art befand, über den Haufen werfen, ohne daß die Sicilianer in ihrer Mehrzahl eifrig dabei mitgewirkt hätten. Verschiedene mißlungene Aufstandsversuche hatten sie vorsichtig gemacht. Aber keine Partei hatte das bourbonische Regiment in Sicilien für sich. Kaum einzelne Pfaffen und Mönche waren nicht revolutionär gesinnt. Der selbstsüchtige Egoismus des regierenden Hauses, das in seinem von Rom aus genährten Legitimitätsdünkel Verfassungsbruch auf Verfassungsbruch und Grausamkeit auf Grausamkeit gehäuft hatte, und nach der Art solcher verkommenen Dynastien nicht einmal in sich einig war, hatte schon seit langer Zeit hier jedes sittliche Band zwischen Regierenden und Regierten aufgelöst und dies Volk dann fast unregierbar gemacht. Die gesamte Beamtenschaft war ganz korrumpiert, die socialen Grundlagen der Gesellschaft erschüttert. Auf fortbestehende mittelalterliche Verhältnisse war der Code Napoléon gepfropft, — die kirchlichen Bestimmungen nur ausgenommen — und so ein Zwitterding von Rechtszustand geschaffen worden, der nur der Prozeßsucht diene. Beim Ausbruche der Revolution war zuerst die Polizei verschwunden, die Civilverwaltung hatte so gut wie aufgehört. Weltkundige Kaufherren, die schon länger als ein Menschenalter in Sicilien gelebt und sich dort große Vermögen erworben hatten, belehrten mich eingehend über diese Zustände. Mein politisches Nachsinnen über die Mittel und Wege, Staaten zu gründen und zu verderben, ist niemals so lebendig gewesen als in der ersten Zeit in Messina. Über die Zukunft des Landes war man in meiner Umgebung nicht einig. Die Einen waren Pessimisten, die anderen glaubten an die Macht der Freiheit. Ein aufgeklärter Absolutismus wäre wohl die beste Regierungsform für die Insel gewesen. Zu ihr fehlte aber die Hauptsache, die tüchtigen Beamten. Es ist selbst unter dem korruptierten parlamentarischen Regime nach der einen Richtung hin doch seitdem viel besser, nach der anderen hin allerdings schlimmer in Sicilien seitdem geworden. Die so lebendige, mich aufregende Gegenwart führte mich dann bald auf die Vergangenheit zurück. Zunächst fing ich damit an Reisebeschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts zu lesen, um mich zu orientieren. Dann begann ich Bücher zu ihr zu sammeln. Im Laufe von fünf Jahren habe ich auch eine Bibliotheca Sicula zusammen gebracht, wie später wohl keine in Deutschland bestand. Sie ist erst zerstreut worden, als ich mich überzeugt hatte, daß ich die geplante Geschichte des mittelalterlichen Unteritaliens wegen meiner schwachen Augen doch nicht werde schreiben können. Einzelne besonders seltene Sachen sind nach Berlin und Rom gekommen, die Mehrzahl der Werke dann nach Straßburg. Aber nicht nur um die Gegenwart der Insel aus ihrer Vergangenheit begreifen zu lernen,

begann ich sicilische Geschichte zu studieren. Hier wie kaum irgend wo anders wirkt die in den erhaltenen Monumenten der Vergangenheit noch sozusagen präsenste Vorzeit auf jedes empfängliche Gemüt durch sich selbst ein. Im Sommer 1860 hatte ich nur die nächste Umgebung Messinas gesehen. Bei einem unschuldigen Spaziergange mit Bekannten wären wir beinahe von neapolitanischen Wachtposten erschossen worden. Erst am 24. Oktober kam ich nach Taormina. Wer heute dort in den opulenten, zum Teil deutschen Pensionen ein dolce far niente führt, macht sich kaum eine Vorstellung davon, wie man damals hier reiste und dann wohnte, d. h. nicht wohnte. Denn man mußte am Fuße des Tauros in Giardini übernachten. Vielleicht trugen die Unbequemlichkeiten einer solchen Reise mit dazu bei, den mit ihr verbundenen Genuß nur noch zu steigern. Wer im frühesten Morgengrauen von Giardini den steilen und steinigen Fußpfad hinaufgestiegen ist und dann von der Höhe des griechisch-römischen Theaters die ersten Strahlen der aus dem Meere aufsteigenden Sonne das blendendweiße Schneehaupt des Ätna umblitzen gesehen hat, der mußte jeglichen Sinnes für Naturschönheit bar sein, wenn er hier nicht in Entzücken und Bewunderung ausgebrochen wäre. Ich war damals andächtig dankbar gestimmt, daß mir vergönnt gewesen, solche Herrlichkeit der Erde zu schauen. Stundenlang könnte ich noch heute von dieser Fahrt erzählen. Allein das geht hier nicht an. Nur eine echt sicilische Scene will ich vorführen. Bei unserem Mittagmahle hatte die schöne sicilische Frau unseres Gastfreundes in Mola, einem Felsenneste hoch über Taormina gelegen, herausgebracht, daß ich der Prete dei Tedeschi von Messina sei. Da forderte sie mich auf in ihrer benachbarten Kirche eine Messe zu lesen und ein Ehepaar, das soeben getraut werden solle, zusammen zu geben. Davon werde noch lange hier oben gesprochen werden; ihren Prete werde sie schon dazu bringen, mich vicarieren zu lassen, versicherte sie. Ich konnte der Frau es kaum begreiflich machen, daß das nicht möglich sei. Als dann aber das neugetraute Paar aus der Kirche kam, reichte sie uns eine kleine Muhle mit Weizen dar; ich sollte die Körner dem Ehepaare nach althellenischer Sitte in das Gesicht werfen. Da ich hiervon nur spärlichen Gebrauch machte, umkrallte sie mit schnellem festem Griff mein Handgelenk und schleuderte die ganze Hand voll den gerade unmittelbar an mir Herschreitenden heftig ins Gesicht. Ich weiß nicht, ob ihnen dieses Bombardement wirklichen Kindersgen gebracht hat.

Seit dieser ersten Taorminafahrt bin ich noch wiederholt Tage lang dort oben gewesen, nachdem eine kleine Locanda von Floresta eröffnet war. Aber niemals mehr wirkten hier Natur und geschichtliche Erinnerungen wieder auf mich so stark als dieses erste Mal. Hatte ich doch mittler Weile auch die anderen Herrlichkeiten Siciliens gesehen. Im Jahre 1861 hatte ich amtlich zweimal in Catania und einmal in Palermo zu thun. Ich mußte hier acht Tage der Schiffsgelegenheit wegen verweilen. Im August bestieg ich unter den denkbar günstigsten Bedingungen den Gipfel des Ätna. Im Frühjahr 1862

bereiste ich mit einem klassisch gebildeten Freunde die Ost- und Südküste der Insel über Catania, Syrakus, Terranuova, Girgenti nach Palermo und zu Schiff zurück. Im Herbst war ich zwei Mal in Calabrien bis auf den Monte Aspro, dem höchsten Gipfel des südlichsten calabresischen Waldgebirges, in dem Garibaldi 1862 sich ergeben mußte. Zwei Jahre später, 1864, besuchte ich im Frühjahr die Nordküste der Insel, von Palermo ausgehend, zu Wagen, auf Maultieren reitend und im Boote auf dem Meere fahrend. Im Herbst war ich in Taormina und in Calabrien auf dem Monte S. Elia, von dem aus man die herrlichste Aussicht über den sicilischen Sund bis zum Ätna hin und nach Norden in den großen Olivenwald von Calabrien hat. Im Februar 1865 machte ich mit Herren, Damen und Kindern, im Ganzen 16 Personen, eine sehr vergnügliche dreitägige Fahrt über Taormina zu einer großen Ätnaeruption unterhalb Piedimontes und trat, nachdem ich am 1. April d. J. meine Abschiedspredigt gehalten hatte, eine große Schlußreise durch ganz Sicilien an. Von Catania aus umritt ich den Ätna, an dem ich in finsterner Nacht bis zur grofartigen Eruption unter dem Monte Frumento hinaufstieg, ruhte mich in Taormina aus, besuchte die Liparischen Inseln, fuhr dann nach Syrakus, wo ich in der Latomie des Marchese Landolina-Interlandi die fast an der Oberfläche liegenden Gebeine des Dichters A. von Platen eigenhändig nach und nach von Wurzelwerk reinigte, in der neuen, vorbereiteten Gruft in einem Steinsarge hermetisch verschloß und damit den Grundstein zu dem von mir angeregten Denkmale des hier verstorbenen Grafen legte. Ein Münchener Hauptkomité von Freunden des Dichters, stellte bedeutende Mittel zur Verfügung. Von da fuhr ich zu Schiff nach Sciacca, besuchte Selinunt und Marsala, ging von hier über die Insel Pantellaria nach Tunis hinüber, studierte die Ruinen Karthagos und seiner Umgebung, und bestieg, nach Sicilien zurückgekehrt, den Monte San Giuliano, den Eryx der alten Welt mit seinen kolossalen Mauerresten und den Trümmern des internationalen Venustempels. Über Segesta kam ich glücklich in Palermo an. Ich fand hier die Strafsen der Räuberbanden wegen militärisch überwacht, setzte aber die Reise von hier durch das Innere der Insel über Castro Giovanni, das alte Enna, nach Catania doch fort. Da überfiel auf der Scesa von Vicari eine Bande renitenter sicilischer Rekruten in der Nacht des 20. Mai unsere beiden Postwagen, schoß die Pferde todt und raubte uns aus. Die herzusprengenden Carabinieri befreiten uns jedoch bald aus der sehr peniblen Lage. Als ich dem Amtsrichter in Villafrati (?) das Protokoll über das Vorkommnis diktirte, meinte er, ich müsse wohl aus einem Lande sein, in dem dergleichen öfters vorkomme, da ich alles so ruhig erzählen könne. Am 23. Mai kam ich wohlbehalten, nur um mein absichtlich schwach bestelltes Portemonnaie, aber auch um die Taschenuhr, die mir mein Vater zur Konfirmation geschenkt hatte, erleichtert in Messina an. Obgleich man die Bande kurz darauf gefaßt hatte, habe ich Nichts wieder bekommen. „Alles das ist jetzt in die Hände der staatlichen Briganti (briganti del governo) gefallen“, sagte

mir ein Amtsrichter in Messina, mit dem ich officiell über die Sache zu verhandeln hatte.

Ich habe diese meine sicilischen Fahrten hier zusammengestellt, um damit den Beweis zu erbringen, daß nachdem ich die Geschichte Siciliens, soweit es die damals vorhandenen Hilfsmittel gestatteten, studiert und Land und Leute kennen gelernt hatte, ich wohl ein Recht darauf hatte, über die Verhältnisse Siciliens ein Wort mit zu reden. Das habe ich denn auch in politischen Korrespondenzen, in der officiösen berliner sogen. Sternzeitung, namentlich aber in Berichten und Aufsätzen in den Preussischen Jahrbüchern gethan, die von 1860 an in Intervallen erschienen sind. Ich würde noch mehr geschrieben haben, wenn mich nicht ein Unglück getroffen hätte.

Der freundliche Leser dieser Zeilen hat vielleicht bemerkt, daß für das Jahr 1863 keine Fahrt durch Sicilien angemerkt ist. In ihm wurde ich nämlich schwer augenkrank und mußte nach Deutschland reisen, um mich hier rationell behandeln zu lassen. Ich verließ Messina am 25. Mai mit Urlaub für den Sommer und kam erst am 3. November zurück. In Marburg und Heidelberg, wo ich mich von Knapp untersuchen ließ, wurde übereinstimmend eine Entzündung der Aderhaut, eine Chorioiditis, konstatiert, große Schonung empfohlen und lokale Blutentziehungen verordnet. So unendlich schwer es mir wurde, habe ich mich ein halbes Jahr lang Nichts lesend und strenge Diät beobachtend bei Verwandten und Freunden in Deutschland herumgetrieben, namentlich in Marburg bei meinem Bruder Theodor mich aufgehalten. Von hier aus besuchte ich auch am 21. August die große Versammlung deutscher Abgeordneten in Frankfurt a. M., die zu den Beschlüssen des gleichzeitig tagenden deutschen Fürstentages Stellung nehmen wollten. — Glücklicher Weise ging die Erkrankung der Augen nach und nach zurück und ihre Sehkraft hob sich sogar wieder. Später meinte Alfred Graefe, wenn mich Knapp damals meine gewohnte Brille hätte wieder tragen lassen, so würde vielleicht ein Recidiv vermieden worden sein! Zwölf Jahre habe ich dann ohne Brille gelesen und geschrieben, — und es war dessen nicht wenig, — bis das Elend 1876 von Neuem losbrach, aber auch damals wieder gnädig, wenn auch nicht spurlos, an mir vorüber ging. Große, weit aussehende litterarische Pläne habe ich aber schon seit meinem 33. Lebensjahre, als die volle Schaffensfreude über mich gekommen war, und meine Arbeiten in weiteren Kreisen sich Beifall errangen, fallen lassen müssen. Nur einzelne Bruchstücke der Studien zur mittelalterlichen Geschichte Siciliens habe ich günstige Momente, so zu sagen, stehend ausführen können, und Nichts mehr unternehmen dürfen, was ich nicht jeden Tag wieder abbrechen konnte. Doch ist es mir vergönnt worden, noch Manches zu schaffen, was Anderen und mir Vergnügen gemacht, sich in der Litteratur behauptet und Nutzen gebracht hat. Ich bin dafür immer dankbar gewesen und habe meinem Geschicke nicht gegrollt. In Sicilien lernt man auch sich zu bescheiden. Hat doch schon Cicero im Hinblick auf die zahllosen Ruinenstädte der Insel

ausgerufen: Hem nos homunculi qui indignamur, si quis nostrum interiit aut occisus est, quum uno loco tot oppidorum cadavera projecta jaceant.

Die erste gröfsere Arbeit, die ich wieder übernahm, war die Herstellung eines Reisehandbuches für Sicilien für die Bädekersche Sammlung. Im Sommer 1865, den ich noch in Messina als Gast der mir nahe befreundeten Familie Sarauw verbrachte, habe ich die unendliche Masse von Notizen über Sicilien, Tunis und einige Routen Unteritaliens in 2 $\frac{1}{2}$ Monaten zu Papier gebracht. K. Bädeker der Jüngere holte dann das Manuskript ab, auf Grund dessen er dann selbst in Sicilien reiste, und die Wirtshäuser inspizierte.

Am 28. August 1865 verlies ich dann Sicilien, um die Reise durch Italien nach der Heimat anzutreten. Ich hatte mich schon von Messina aus um die zweite erledigte Stelle an dem Kasseler Staatsarchiv gemeldet, eine Stelle die damals wie alle Archivarstellen in Kurhessen so ziemlich als Sinecuren galten. Da die zweite Stelle so besetzt worden war, dafs dadurch die dritte frei wurde, meldete ich mich um diese, erhielt aber keine Antwort. Um so langsamer konnte ich meine Reise nach dem Norden fortsetzen. Ich besuchte zunächst Neapel und dessen nähere und entferntere Umgebung, bestieg den Vesuv, der mir gegen den Ätna etwas winzig vorkam, Ischia u. s. w. Über Caserta und Montecassino, wo ich einen hessischen, von Haus aus protestantischen Landsmann traf, der seit 1897 Abt des weltberühmten Klosters geworden ist, und den damaligen Fürstabt Tosti kennen lernte, ging es nach Rom. Dort verbrachte ich in der Casa Tarpea einen glücklichen Herbstmonat. Wenn es regnete, las ich J. Burckhardts Kultur der Renaissance. Durch meine hessischen Landsleute, die Maler und Bildhauer Ihlée, Kaupert, Gerhard und Ludwig in die Künstlerkreise eingeführt, lernte ich Böcklin, Dreber, Schöpf und Andere kennen und spielte manchen Abend in der unvergeßlichen Villa Malta bei billiger deutscher Verköstigung und gutem Rotwein boccaia mit. Dann ging es, mit einem diplomatischen Passe versehen, da ich eine Depesche der preussischen Gesandtschaft in Angelegenheit der Kölner Erzbischofswahl bis zur Grenze des Kirchenstaates bei mir hatte, über Pisa nach Florenz. Bald wäre ich hier hängen geblieben. Die Stadt stand damals in ihrem Umwandlungsprozesse zur Hauptstadt Italiens. Überall wurde gezimmert und gehämmert; im Palazzo vecchio und den Ufficien sollten die parlamentarischen Körperschaften untergebracht werden. Da ich mit den damaligen Minister des Innern, Baron Natoli, von Messina her näher bekannt war, auch an den preussischen Gesandten, Herrn von Usedom, schon früher eine Empfehlung Max Dunckers erhalten hatte, kam ich auf die Idee in Florenz als Zeitungskorrespondent zu bleiben. Ich fürchtete mich vor dem deutschen Winter. Doch zerschlugen sich zu meinem Glücke die mit einem grofsen liberalen Blatte Deutschlands angeknüpften Verhandlungen, und ich reiste über Bologna, Ferrara und Venedig der Heimat zu. Ich ärgerte mich noch, dafs ich in dem damals noch österreichischen Verona kein Eisenbahnbillet nach der deutschen Stadt Bozen, sondern nur nach Bolzano er-

halten konnte. Über den Brenner dauerte die Postfahrt bis Innsbruck eine Nacht und fast einen ganzen Tag.

Am 30. Oktober kam ich in München an, wo ich einen längeren Aufenthalt nehmen und den Freunden Platens im Liebig'schen Auditorium Bericht über die Denkmalangelegenheit erstatten mußte. Ich habe niemals vor einer vornehmeren Zuhörerschaft gesprochen und lernte dadurch viele höchst interessante Männer persönlich kennen. Liebig forschte mich stundenlang über die sicilischen Agrarverhältnisse aus, mit Giesebrecht hatte ich eingehende Gespräche über geschichtliche und politische Dinge, mit Pfeufer, Geibel, Bodenstedt, die mich in die Gesellschaft der Crocadille mitnahmen, war der Verkehr sehr angenehm. Auch bei J. Braun, den ich mit seiner schönen und liebenswürdigen Frau in Rom kennen gelernt hatte, verlebte ich einen interessanten Abend. Als wir in Rom einmal von der Fürstin Wittgenstein in reservierten Räumen des Vaticans herumgeführt wurden, erschienen die berühmtesten Kardinäle der damaligen Zeit, Antonelli und Merode, offenbar nur um die deutsche Schönheit zu bewundern. Mir trug das das Vergnügen ein, die frommen Kirchenfürsten in der Nähe zu sehen.

Von München zog ich über Hanau, Frankfurt, Marburg, wo ich meinen Geburtstag feierte, zu meinem Bruder nach Kassel, der damals dort eine Dienstwohnung im Hessensteinschen Palais hatte, und langte am 1. Dezember 1865 in Witzenhausen an. Dort wohnte meine Schwester Mathilde, die mit dem Cigarrenfabrikanten Wilhelm Joseph verheiratet war, und meine Tante. Bei ihnen wollte ich den Winter über arbeiten und die Entwicklung meiner persönlichen Geschicke abwarten und fördern.

Es war zunächst meine Absicht, eine Sammlung meiner Sicilien betreffenden schon gedruckten Aufsätze zu veranstalten und zu ihnen einige neue zu schreiben, so daß ich die Geschichte der Insel nach einigen ihrer wichtigsten Seiten hin auf Grund meiner Studien bis zu der dort von mir selbst erlebten Gegenwart vorlegen könne. Sobald meine Bücher, die den Seeweg über Hamburg gemacht hatten, angekommen waren, setzte ich mich fleißig an die Arbeit. Der überaus milde Winter von 1865/66 brachte mir auch nur geringe Beschwerden. Das Bedürfnis, mich wenigstens mit einem wissenschaftlich hochgebildeten Manne zu unterhalten, konnte ich in Witzenhausen auch befriedigen. Es lebte dort ein scharfsinniger Sanskritkenner, Dr. Bollensen, der in Rußland Professor und Bibliothekar gewesen war. Die Nähe Göttingen gestattete mir auch Wanderungen dorthin zu unternehmen.

Als ich dort G. Waitz aufsuchte, empfing er mich sehr freundlich und sagte: Wissen Sie denn, daß wir Sie einmal hierher haben berufen wollen? Da ich dieses verneinen konnte, erzählte er, daß er und A. Dorner, den ich 1855 kennen gelernt hatte, mich auf Grund meiner Arbeiten als Professor für Kirchengeschichte ins Auge gefaßt hätten, von der Durchführung des Planes aber hätten Abstand nehmen

müssen, da ich reformierten Bekenntnisses sei. Wie weit die Sache gediehen war, weiß ich nicht. Sie muß aber doch schon über die Anfangsstadien hinaus gewesen sein. Denn Waitz stellte mich in der Bibliothek H. Sauppe als den Dr. Hartwig vor, welchen sie einmal hätten berufen wollen. Erfreute mich nach der einen Seite hin doch diese fehlgeschlagene Berufung, so zeigte sie mir auch wieder die schöne Situation, in der ich mich befand. Im Auslande galt ich als Reformierter, im Inlande bei der herrschenden Clique war ich als Liberaler und Reformierter nicht möglich. Dazu kam jetzt noch ein Anderes. „Glauben Sie denn“, sagte ein Ministerialvorstand einem meiner Kasseler Freunde, der sich bei ihm nach meinen Aussichten erkundigt hatte, „Königliche Hoheit werden einen Mann, der fünf Jahre in dem revolutionären Italien gelebt hat, an dem Archive seines Hauses anstellen?“ Vielleicht hätte er es doch gethan, wenn auch nur um seine Minister Lügen zu strafen, wenn ich mich direkt an ihn gewendet hätte. Das wollte ich aber nicht.

Wahrscheinlich hätte es auch Nichts geholfen. Denn es wurde eben damals in Hessen viele Wochen lang gar nicht regiert. Das deutete mir persönlich ein anderer Ministerialvorstand an, an den ich von einem gemeinsamen Bekannten empfohlen war. Der Mann, zur Führung des Ministeriums des Innern berufen, hatte sich in Kassel gar kein Privatlogis nehmen wollen, sondern hauste in einem Gasthofe. Als ich mich dort bei ihm anmelden liefs und ins Zimmer geführt wurde, verließ die Frau des Ministers wider Willen im tiefsten Negligé den Staatslenker und ich zog kurz darauf unverrichteter Sache zur anderen Thüre wieder hinaus. Ich lebte provisorisch in Witzenhausen weiter mit immer lebhafterer Spannung der Entwicklung der allgemeinen Zustände in Hessen und Deutschland folgend.

Die Zustände Kurhessens drängten schon seit Jahren auf eine radikale Entscheidung hin. Das Staatswesen war wipfeldürr geworden, während die Wurzelfäule die Volkskraft noch nicht tief angefressen hatte. Sie stagnierte schon seit Jahrzehnten, nicht gefördert, sondern eher in jeder Weise gehemmt von oben und verzehrte sich in trostlosen Verfassungskämpfen, die von Seiten des Kurfürsten in letzter Instanz nur geführt wurden, um für sich und seine nicht thronberechtigten Kinder so viel Geld als nur möglich aus dem schon reichlich ausgeplünderten Lande herauszuschlagen. Als nun im Frühjahr 1866 die deutsche Frage aufgerollt wurde, stand für mich nur das Eine fest, daß, mochte dieselbe gelöst werden, wie sie wolle, das Ende des Kurstaates besiegelt sei. Doch ich habe nicht nötig hier auf diese Dinge zurückzukommen, die ich schon einmal im Zusammenhange, wenn auch nicht so gründlich, als ich könnte, in meinen „Kurhessischen Erinnerungen“ 1895¹⁾ behandelt habe.

1) Vergl. „Die Nation“, No. 52, vom 28. Sept. und No. 1, 2 und 3 vom 5, 12, 19. Oktbr. 1895.



Die immer bedrohlicher heraufziehende deutsche Krisis störte mich dann doch immer stärker in meinen Arbeiten. Schon in Italien hatte ich von unterrichteter Seite gehört, daß es demnächst zwischen Preußen und Österreich zum Kriege kommen werde. Die ganze Zukunft unseres Volkes schien mir auf dem Spiele zu stehen. Solange als der Kampf noch nicht ausgebrochen war, hielt ich dafür, daß es patriotisch gehandelt sei, wenn man gegen den Bruderkrieg wirke. War doch auch das Vorgehen des Herrn von Bismarck in Preußen und in Schleswig-Holstein nicht danach angethan, mich für ihn zu begeistern und das von ihm beherrschte Preußen, um dessen Vergrößerung es ihm damals offenbar ganz allein zu thun war, als das Ideal eines nationaldeutschen, modernen Staatswesens erscheinen zu lassen. Ich schrieb in diesem Sinne einige Artikel in das „Frankfurter Journal“, von denen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hartnäckig behauptete, der Privatsekretär des Herzogs von Koburg, Dr. Tempeltny, habe sie verfaßt! Ich kannte diesen Herren gar nicht. Als dann aber der Krieg ausgebrochen war, konnte es für mich keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welche Seite ich mich als deutscher Patriot und Protestant zu stellen hatte. Es ist mir stets unbegreiflich geblieben, wie ehrliche, patriotische Liberale, die nur einen Funken politischen Sinnes hatten, bei Entscheidung dieser Frage hatten zweifelhaft sein können. Es konnte uns nur darauf ankommen, den Ausgang des unvermeidlich gewordenen Krieges nach Kräften so zu verwerten, daß doch etwas für Deutschland Ersprießliches dabei herauskomme. Hierin war ich auch mit Friedrich Oetker einig, den ich damals in Kassel kennen und schätzen lernte. Nur ging mir, dem „Stockhessen“, der ehrlose Zusammenbruch des alten Kurhessischen Staatswesens doch vielleicht näher als ihm, der alles nur zu sehr von der formell juristischen Seite auffaßte. Meine Aufregung über den Ausbruch des Krieges steigerte sich noch, als in meiner nächsten Nähe, unter dem Arenstein bei Witzenhausen, das erste Blut in ihm floß. Eine preussische Husarenpatrouille unter einem Rittmeister Hundt von Hafften war in einen Zug schwerer hannoverscher Kavallerie geraten und versprengt worden. Kurze Zeit nach dem Rencontre war ich zur Stelle und sah die vom Blute deutscher Krieger getränkte Stelle der Landstrasse. Von da an konnte ich nicht mehr zu einem ruhigen Studium sicilischer Geschichte kommen, schrieb Korrespondenzen an verschiedene Zeitungen und entwickelte in einem Briefe an die „Preussischen Jahrbücher“ meine Ansichten über die Zukunft Kurhessens. Meine persönlichen Geschicke sollten nun auch rasch eine andere Wendung nehmen.

Nachdem der Regierungspräsident von Möller als Administrator von Kurhessen im Namen des Königs von Preußen die Regierungsgewalt an sich genommen hatte, hätte ich diesen leicht um die noch unbesetzte Stelle am Staatsarchiv bitten können. Aber es widerstrebte meinem Gefühle, aus dem Ruin des alten Staatswesens meiner Heimat sofort persönliche Vorteile herauszuschlagen. Anders empfand mein althessischer Konkurrent. Mein Bruder schrieb mir, wenn ich noch

etwas erreichen wolle, müsse ich mich eilen. Ich ging nach Kassel und setzte Herrn von Möller die Sachlage auseinander. Er bedauerte mir nicht mehr helfen zu können, denn an dem Morgen desselben Tages habe er das Anstellungsdekret meines Konkurrenten unterschrieben, er wolle mir aber, als von Max Duncker an ihn empfohlen, gern gefällig sein. Als ich ihm sagte, er möge mich an ein Gymnasium versetzen, wozu ich nach alter Tradition als ehemaliger Repetent ein gewisses Anrecht habe, versprach er mir das. Am 1. August zog ich dann wirklich als Gymnasial-Hilfslehrer mit 1500 M. Gehalt nach Rinteln.

Es sind zehn erfreuliche Monate gewesen, die ich in dem alten Universitätsstädtchen an der Weser verbracht habe, obwohl ich nur eine noch dazu recht erbärmliche Junggesellenwohnung in ihm finden konnte. Das Gefühl wieder festen Boden unter den Füßen und eine bestimmte Aufgabe vor mir zu haben, trug wohl dazu bei meine Stimmung zu heben und mich geschickt zur Arbeit zu machen. Der Gymnasialdirektor Rieffs, ein vielseitig gebildeter, ausgezeichnete Mann, nahm mich freundlich auf, und bald hatte ich mich in den neuen Beruf gefunden. Nach einer Seite hin waren die Zustände des Gymnasiums ideale zu nennen. Ich wurde Ordinarius in Quinta, der stärksten Klasse der Schule. Denn sie hatte 18 Schüler! die Realtertia hatte deren nur 5! Waren diese nun auch im Allgemeinen nicht sehr begabt und etwas langsam, so hatte man doch mit der Disziplin keine Schwierigkeiten und brauchte nicht allzuviel häusliche Arbeiten aufzugeben. Denn man konnte die Aufmerksamkeit während des Unterrichts leicht erzwingen und sparte damit den Schülern Zeit und Mühe für die Präparation. Ich gab lateinischen, deutschen und Religionsunterricht in den unteren Klassen. Von Ostern 1867 an Geschichte in den oberen. Mein Verhältnis zu den Lehrern, die sämtlich älter waren als ich, war ein recht freundliches, und unter den Beamten der Stadt fand ich bald auch ansprechenden Verkehr. Ich hatte dort einen Verbindungsfreund, der damals Obergerichtsassessor, jetzt Landgerichtspräsident in Hanau ist, L. Koppen, vorgefunden, mit dem ich bei dem Gastwirt Bornemann, — dem Schwager von Franz von Dingelstedt, wie ich gleich bei der ersten Begegnung erfuhr, — zu Mittag aß. Am Abend speisten wir abwechselnd auf unseren Stuben. An den Stadtkommandanten Oberst Weiß, einen tüchtigen Soldaten und sehr liebenswürdigen Gesellschafter war ich empfohlen. Auch mit ihm wurde der Verkehr bald ein sehr freundschaftlicher. Er hatte Zeit genug. Denn die einzige Arbeit, die ihm sein Amt in vielen Jahren auferlegt hatte, hatte darin bestanden, wie er selbst sehr launig erzählte, den italienischen Verschwörer Giuseppe Mazzini, der auf einem Weserdampfboote Rinteln passieren sollte, zu verhaften. Weiß war nahe daran gewesen, einen schwarzhaarigen Kandidaten der evangelischen Theologie dafür zu halten und seinem Gensdarmen zu übergeben, hatte schließlich aber doch davon Abstand genommen, weil Pseudo-Mazzini einen zu echten hannoverschen Dialekt sprach. Der Gensdarm war

auch froh, dem Dolch des Italieners entgangen zu sein. Ihn hatte der Festungskommandant erst von dem Landrate requirieren müssen. Denn es gab keinen einzigen Soldaten in der Festung mehr, die schon von dem Könige Jérôme geschleift, nur noch auf dem Papiere fortbestand, um dem Kurfürsten die Möglichkeit zu schaffen, einen ihm besonders mißliebigen höheren tüchtigen Offizier als Kommandanten in die Verbannung dorthin zu schicken. Riefs, Koppen, Weiße und drei andere Herren hatten ein litterarisches Kränzchen, in das ich aufgenommen wurde und in dem ich manche vergnügte Stunde verbracht habe. Da die Schularbeit mich nicht allzusehr drückte, — konnte ich doch die wöchentlichen Korrekturen Sonnabends von 11 $\frac{1}{4}$ bis 1 $\frac{1}{4}$ Uhr erledigen —, so nahm ich die Schriftstellerei bald wieder auf, verfaßte, von den politischen Veränderungen weiter lebhaft ergriffen, Korrespondenzen und Leitartikel für die *Weserzeitung*, schrieb Briefe Wilhelms von Humboldt ab, die ich in dem Privatarchive einer Rinteln benachbarten hochinteressanten adligen Familie gefunden hatte, und liefs sie in den Preussischen Jahrbüchern drucken. Auch an meinen sicilischen Aufsätzen schrieb ich weiter. Als mir mein Direktor vor Ende des Sommersemesters seine Befürchtung aussprach, der Kollege, der das Osterprogramm zu schreiben habe, werde, wie gewöhnlich, nicht damit fertig werden, unternahm ich auch dieses zu verfassen. So entstand meine Ausgabe des ältesten Stadtrechtes von Messina, das mit einer rechtsgeschichtlichen Einleitung versehen, als erstes Heft eines *Codex juris municipalis Siciliae* erschienen ist. Ich hatte mir nämlich die ältesten, zum Teil sehr seltenen Ausgaben der Stadtrechte von Sicilien mitgebracht und von den ungedruckten Statuten Abschriften aus den Palermitaner Staatsarchiv erhalten. Ich habe später dieses gesammte Material dem gelehrten Rechtshistoriker W. von Brünneck, der in Halle an der Bibliothek als *Volontair* arbeitete und jetzt dort als ordentlicher Honorarprofessor wirkt, zur Verfügung gestellt. Er hat dann 1881 auf Grund hiervon sein schönes Werk: *Siciliens mittelalterliche Stadtrechte* erscheinen lassen. Mit meiner damaligen Studie hingen noch einige andere Arbeiten zusammen, die 1866—67 ausgeführt wurden. Ich meine hier den Aufsatz: „Eine Konstitution König Konrad IV. in den „*Forschungen zur deutschen Geschichte*“, ferner die „*Beiträge zur Geschichte Siciliens im Mittelalter*“ im 20. Bande von Sybels *historischer Zeitschrift*, ferner der Essay: „*Kaiser Heinrich VI. und die Geschichtsschreibung*“, in Gelzers *Protestantischen Monatsblättern*, der im Anschlusse an Th. Toeche's Werk über diesen Kaiser dessen geschichtliche Stellung zu zeichnen sucht.

Während ich so in Rinteln nicht feierte, beschäftigte mich noch dazu eine für mich viel wichtigere Angelegenheit, weit tiefer. Bei meinen unsicheren Lebensverhältnissen hatte ich bisher nicht daran denken können, mich zu verloben oder gar zu verheiraten. Sobald meine Zukunft einigermaßen in festere Bahnen einzulenken schien, beschloß ich mich um die Hand meiner lieben Frau, Marie Müller,

die ich schon in Marburg als Repetent gekannt hatte, zu bewerben. Sie war die Tochter des in Marburg 1850 gestorbenen Obergerichtsdirektors J. J. Müller und dessen zweiter Ehefrau geb. Wegner und lebte 1866 in Kassel bei einer gleichfalls schon verwitweten Schwester Henriette von Rau. Ihre Familie gehörte dem guten althessischen Beamtenstande an und zählte unter ihren Vorfahren u. a. auch eine Schwester Philipp Melancthons. Im Herbst 1866 verlobten wir uns. Noch heute habe ich das große Glück meine Frau an meiner Seite zu haben. Fünf Kinder wurden uns in der Ehe geschenkt, von denen uns leider vier in frühesten und frühen Jahren entrissen worden sind.

Da ich 1866 noch nicht definitiv angestellt worden war, wollte ich nicht eher in die Ehe treten, als bis meine Existenz vollständig gesichert sei. Ich schrieb deshalb an den vortragenden Rat im preussischen Unterrichtsministerium D. Ludwig Wiese und bat um feste Anstellung, während der Direktor Riefs meine Angelegenheit in Kassel offiziell betrieb. Schon sah ich mich in Rinteln um eine Wohnung um, als eine abermalige und dieses Mal eine dauernde Wendung meiner Geschicke eintrat. Meine früheren Lehrer und Vorgesetzten, der Professor und Bibliothekar Dr. E. L. Th. Henke in Marburg schrieb an mich, ob ich das durch den Tod des Professors Dr. K. Vorländer frei gewordene Sekretariat an der Marburger Universitätsbibliothek übernehmen wollte; es sei freilich nur mit 1800 Mk. jährlich dotiert und ich hätte täglich 4—5 Dienststunden, doch sei jetzt wohl Aussicht auf eine Aufbesserung vorhanden. Ohne Bedenken nahm ich an, und Geh. Rat Dr. J. Olshausen, der Referent in preussischen Universitätsangelegenheiten, schrieb mir in seinem sehr freundlichen Briefe, ich könne der Ernennung sicher sein. Wäre dieser Zwischenfall nicht eingetreten, so würde ich als zweiter Lehrer an ein alt-preussisches Gymnasium versetzt worden sein, hörte ich später. Obgleich ich mit meiner Stellung in Rinteln sehr zufrieden war und mir auch die Liebe meiner Schüler so erworben hatte, daß sie mir einen Lampion-Fackelzug bei meinem Abschied brachten, reiste ich vergnügt zu Pfingsten nach Marburg ab. In Hannöversch Münden traf ich mit meiner Braut und zufällig mit G. Waitz zusammen, der zu Fuß dort hingegangen war, mir herzlich gratulierte und zuredete, mich in Marburg noch zu habilitieren. — In Rinteln hat sich dann bald nach meinem Weggange am Gymnasium gar Vieles geändert. Alle damaligen Kollegen sind jetzt schon tot. Bei dieser Gelegenheit überlege ich, daß von allen meinen Lehrern auf der Schule und Universität nur noch Ed. Zeller lebt, den ich noch kürzlich in Stuttgart munter und frisch gefunden habe. Von R. Haym, bei dem ich in Halle nur hospitiert hatte, und mit dem ich seit 1860 durch die Preussischen Jahrbücher in Verbindung, und seit 1876 in immer mehr wachsenden freundschaftlichen Verkehr gekommen war, erhielt ich, während ich diese Zeilen schrieb (Juni 1899), einen ausführlichen Brief, der den 78-jährigen Gelehrten noch in bester Kraft stehend zeigte. Noch liest er in Halle

vor Hunderten von Zuhörern und hofft das hunderste Semester seiner akademischen Thätigkeit zu erreichen. Q. D. b. v.! — Diese beiden Philosophen sind also noch die einzigen Repräsentanten der Männer, unter deren Führung ich meine Lehrjahre durchgemacht habe. Von der Generation, mit der mich meine Wanderjahre in Italien in Beziehung gebracht hatten, fand ich 1897 in Florenz und Rom nur noch drei, Böcklin, Gerhard und W. Helbig.

1
Sa 4790

ULB Halle

3

001 609 645



Lehr- und Wanderjahre
eines alten deutschen Bibliothekars



Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1900

Aa 4790